Wie altert der Mensch?

Von **Annie Harrar.**

„. . . sein Leben zählet siebzig Jahre und wenn es hochkommt, achtzig Jahre . . .“ berichtet die Bibel mit sachlicher Resignation vom Leben des Menschen, und der erfahrene Arzt fügt hinzu: „Die Alterserscheinungen aber beginnen bereits mit dem fünfzigsten Jahre.“ Dieser lapidare Satz läßt sich in viele kleine und keineswegs angenehme Erscheinungen zerlegen und übersetzen. Er heißt, daß man öfter des morgens besinnlich und grüblerisch gestimmt ist, daß man sich nicht mehr ganz so leicht zu Anstrengungen und Strapazen entschließt, daß man leichter ermüdet und weniger leicht sich erholt. Er heißt für den einen, daß er Herzbeschwerden verspürt, für den anderen, daß er von ein bißchen Atemnot geplagt wird, für den dritten, daß er zuweilen Ursache hat, mit seinem Magen nicht ganz so zufrieden zu sein, wie bisher — der heimtückischen Gichtschmerzen oder der unaufhörlichen Gereiztheit des an Arterienverkalkung Leidenden gar nicht zu gedenken.

Man sieht, daß dieser kurze Satz also in Wahrheit die Lebenswende bedeutet. Fast niemals ist es möglich, zu sagen, von welchem Tage an, mit welcher Stunde uns das Altern überfällt. Immer geht es leise, behutsam, zuweilen mit erheblichen Zwischenpausen. Und wir werden dieses Tempo ohne weiteres begreifen, wenn wir uns klarmachen, daß all das leise Nachlassen, diese noch nicht Schmerzen zu nennenden Beschwerden, diese erhöhte Reizbarkeit keineswegs die Ursachen des Alterns, sondern die Folgen der wahren Ursachen sind.

Um die physiologischen Vorgänge im Innern eines Körpers in ihrer Tragweite und ihren Wirkungen richtig verstehen zu können, ist es von Wichtigkeit, sich erst darüber einen Begriff zu bilden, was denn der „Körper“ überhaupt ist. Wenn wir an einen Biologen diese Frage stellen, so wird er sie am besten beantworten, wenn er sagt: „Jeder lebendige Körper ist — wenn nicht Einzeller — aus Zellen zusammengesetzt, also ein Zellenstaat!“ In ausführlicher Beschreibung bedeutet das, daß er aus einer Vielheit jener winzigen Lebewesen besteht, die sich unter größter gegenseitiger Aufopferung zusammengeschlossen haben, die alle miteinander arbeiten und darum auch die völlige Sicherheit haben, durch diese gemeinsame, aufs geeignetste eingeteilte Arbeit ernährt, gewärmt, fortgepflanzt und mit Mußestungen versorgt zu werde — ganz genau in dem Maße, wie es jedem einzelnen von ihnen am zuträglichsten ist. Viele von ihnen haben sich sogar, um ihre Funktionen aufs beste erfüllen zu können, in ihrer ursprünglich kugeligen Gestalt völlig verändert. Die Knochenzellen lernten, Kalk und Phosphate einzulagern, die Bindegewebe schlossen sich zu kaum zerreißbar zähen Strängen oder Häuten zusammen, die roten Blutkörperchen übernahmen den Sauerstofftransport durch den ganzen Körper, die Zellen der Verdauungsapparate betätigten sich durch Ausscheidung scharfer und zersetzender Sekrete — kurz, die Funktionsform trat, wie überall auf der ganzen Erde und im ganzen Kosmos, auch beim menschlichen Körper in ihre Rechte. Aus 5,000,000,000 solcher fleißiger, kleiner, höchst geschickter Arbeiter baut sich unser Zellenstaat im Durchschnitt auf, und man wird an dieser ungeheuren Zahl am ehesten erkennen, welcher bis ins kleinste gehenden Organisation und Fügsamkeit es bedarf, nicht nur die zur Erhaltung des Lebens nötigen Arbeiten, sondern auch noch andere auszuführen, was der Mensch, das Tier und die Pflanze ihrem Körper an Sonderleistungen außerdem zumuten.

Physiologie — die Erkenntnis der Lebensverrichtungen — ist eine relativ junge Wissenschaft und darum in manchem noch auf Schlüsse und Hypothesen angewiesen. Es ist also von eminenter Wichtigkeit für diese uns doch am nächsten betreffende „Lebenswissenschaft“, daß die Gesetze des Lebenden auch für den Menschen gelten und also Vorgänge, die in seinem überaus komplizierten Aufbau zu studieren sehr schwierig sind, an einem geeigneteren Objekt beobachtet werden. Da es nahe lag, griff man zum einfachsten, zur Amöbe, bei der sich das alles in kürzester Zeit und in den primitivsten Formen vollzieht — da sie wie eine ferne und ganz vergessene Urahne zu unterst auf der Leiter unserer Menschwerdung steht.

Unkompliziert, wie alle ihre Lebensvorgänge, ist auch ihr Altern. Das formlose, zerfließende Plasmakörperchen wird langsam von Körnchen beschwert. Exkretkörnchen nennt man sie, denn sie sind sich aufhäufende und nicht mehr ausscheidbare letzte Reste des Stoffwechsels. Diese Körnchen nun bedrohen ihre Existenz, sie beenden ihr Dasein als selbständiges Individuum. Denn nur dadurch daß zwei ihrer Gattung zu einem Geschöpf zusammenfließen, vermögen sie sich dem Tode zu entziehen. In der dicken Haut, aus der die neue, junge Amöbe nach kurzem Ruhestadium schlüpft, läßt sie alle jene Altersbeschwerden zurück.

Man sieht, der einfache Organismus weiß sich mit einfachen Mitteln zu helfen. Was aber tut nun der durch unzählige Komplikationen und Sonderanpassungen schwerfällig gewordene, starr in sich verfestigte Menschenkörper? Er kann nicht mit seinem Bruder zu einem neuen und jungen Nachfolger seines eigenen Ichs zusammenfließen, obgleich auch für ihn in gewissem Sinn die beängstigende Frage jener Lebensschlacken besteht, die sich allgemach in allen Zellen ansammeln und sie in ihrer Tätigkeit behindern. Sie haben ganz den gleichen Ursprung wie in der Amöbe, denn auch sie rühren von den letzten Resten nicht abtransportierter Stoffwechselausscheidungen her. Man hat sie mikroskopisch untersucht und gefunden, daß unter ihnen Verbindungen von Kalk und Harnsäure, Phosphate und dergl. sich befinden, die den chemischen Kräften des Körpers unlösbar geworden sind. Da sich ihr Vorhandensein nicht mehr bezweifeln läßt, ist es keine Frage mehr, daß sie eben auch überall störend wirken müssen.

Bei allen Krankheiten und Verletzungen wissen wir, daß der Körper sich nach Möglichkeit selbst zu helfen und zu heilen, d. h., den früheren Zustand der ungestörten Funktionen wieder herzustellen versucht. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß er sich auch dem Alter nicht völlig kampflos ergibt. Man hat nun über diese Selbsthilfe des Körpers allerhand geistreiche Hypothesen aufgestellt, von denen eine so sehr das Gepräge folgerichtiger Logik besitzt, daß sie dem gesetzmäßigen Ablauf wohl am nächsten kommen dürfte. Diese Hypothese nun sagt folgendes:

Zu den Funktionen des menschlichen Blutes gehört nicht nur die Sauerstoffversorgung des Körpers, sondern auch der Schutz gegen Feinde, sowohl im Inneren befindliche, als von außen eingedrungene. Es ist bekannt, daß diese höchst wichtige Tätigkeit von den sog. weißen Blutkörperchen, den Leukozyten, ausgeübt wird, die zu diesem Zweck nicht nur mit freier Beweglichkeit nach Art der ihne.. zum Verwechseln ähnlichen Amöben ausgestattet sind, sondern auch verschiedene Gifte auszuscheiden vermögen. Ein Teil dieser Leukozyten nun hat seine Tätigkeit insofern geändert, als diese — Freßzellen (Phagozyten) genannten — Zellen sich auf jeden Eindringling stürzen und ihn, bei nur halbwegs entsprechender Größe, überwältigen und verzehren. Beim gesunden Körper treten sie zwar nur dann in Menge auf, wenn infolge einer außerordentlichen Ursache eine Organgruppe innerhalb des Körpers abgebaut werden muß, da ihr Fortbestehen sonst für die ganze Gemeinschaft schädlich wäre, — im alternden Organismus jedoch vermehren sie sich auch ohne jeden derartigen Grund auffallend stark. Auch ihre Tätigkeit hat sich geändert, denn nun vertilgen sie ausschließlich solche Zellen, welche ganz besonders mit Altersschlacken erfüllt sind und deshalb ihre Funktion ganz oder fast völlig eingestellt haben. Es geschieht also eigentlich nichts anderes, als was bei manchen wilden Volksstämmen Brauch ist und in seiner seltsamen Parallele nachdenklich stimmen mag: Die Nachkommen töten die bejahrten, arbeitsunfähig gewordenen Eltern, damit sie dem Stamm nicht zur Last fallen.

Im Aeußeren des Körpers macht sich dieser Kampf um die Erhaltung des Daseins an mancherlei Symptomen bald bemerkbar. Das erste Zeichen ist das so unbeliebte Ergrauen des Haares, das davon herrührt, daß die Phagozyten die Farbstoffzellen des Haares auffressen und die einzelnen hohlen Haarröhrchen das Licht zurückwerfen, also silberig oder weiß erscheinen. Auch die Haut des alternden Menschen verändert sich. Sie wird farbloser, spröder, in hohem Alter fast papierdünn. Auch dies ist mit eine Folge der Tätigkeit jener Freßzellen, die in diesen von den feinsten Aederchen durchzogenen Geweben naturgemäß besonders viele schlackenbeladene Zellen finden müssen, da niemals ein starker Blutstrom jene Stoffwechselreste von dort fortspülen konnte. Die trockene Sprödigkeit rührt davon her, daß das abgelagerte Fett aufgebraucht wird und keine neuen Speicherungen infolge weniger intensiver Verdauung mehr stattfinden. Ueberdies haben die Phagozyten besonders in jenen Organen, wo sich die höchst komplizierten Stoffwechselvorgänge selbst abspielen, ein besonders umfangreiches Arbeitsfeld, so vor allem in der Leber und den unendlich zarten Gefäßen der Niere. Es gibt also sehr leicht sich steigernde Störungen dieser Funktionen, weil die übrigbleibenden Zellen dauernd mit Arbeit überlastet sind.

Denn — das ist das eigentlich Betrübliche! Der alternde Organismus vermag keinen genügenden Zellennachwuchs mehr zu produzieren. Sein Bestreben ist vor allem, den vorhandenen Besitz festzuhalten. Aber man sieht, auch das Vorhandene ist in stetem Abnehmen begriffen — einem Abnehmen, das allerdings Jahre und Jahrzehnte lang ohne Beschwerden andauern kann.

Am meisten bedroht sind freilich die Leistungen des Gehirns. Sie leiden unter einer gewissen natürlichen Erschöpfung der Ganglien, die ja die einzigen Zellen des Menschen sind, welche so alt werden wie er selbst, da sie sich im Gegensatz zu den übrigen nicht teilen und nur unter ganz besonderen Verhältnissen bei Verletzungen sich neu bilden. Viele Farbstoffe, die sich ein Leben lang im Gehirn ablagerten, werden durch die Phagozyten fortgeschafft. Schlimmer jedoch ist, daß die Lücken durch derbes Bindegewebe überwuchert werden, das auch die Hirnrinde selbst mehr oder weniger zerstört. Metschnikoff gibt an, daß sogar die Ganglien selbst aufgefressen werden können, und wenn dies auch nur selten angenommen werden darf, so müssen schon die übrigen Veränderungen eine Beeinträchtigung des Denkprozesses nach sich ziehen. Gedächtnisschwäche, abnorme Ermüdbarkeit, Lernunfähigkeit sind die Folgen solcher Beeinträchtigungen, die sich in schweren Fällen zu gänzlicher, kindischer Altersverblödung steigern können. Vielleicht spielen sich in dem Gehirn eines Greises Dramen ab, wie die Geschichte der Menschheit sie nur von der Ausrottung einst mächtiger Völker kennt — vielleicht vollzieht sich dieses Absinken in stumpfer und gleichgültiger Apathie — wir wissen es nicht!

Nur eine Folge der Alterserscheinungen noch kennen wir, weil sie auch am Seziertisch unseren ungeduldig spähenden Blicken sich noch darbietet. Nicht nur im Gehirn wuchert und entwickelt sich jenes derbe Bindegewebe. Ueberall, wo Zellen ausgetilgt wurden, findet es sich als Stütze ein. In der Haut, in den Muskeln, in den Verdauungsorganen, sogar die Sinneszellen werden teilweise dadurch ersetzt. Daß der alte Körper trotzdem so wenig elastisch ist, liegt an der zunehmenden Mineralsubstanz der Knochen, die dadurch spröde und brüchig werden, und in der Verhärtung aller Knorpeln.

So geht der menschliche Staatsorganismus langsam ab, und lange vor seinem Tode sind gewisse Organgruppen, wie die Fortpflanzungszellen, schon völlig aller Tätigkeit beraubt. Nur ein Scheinleben führt der greisenhafte Körper eigentlich noch, und die widerwillige und leicht erschöpfte Arbeit seiner Zellen macht sich überall unliebsam bemerkbar. Es ist fast, als bereiteten sie sich in sehr hohem Alter bereits auf jenen Zustand tiefster Ruhe vor, hinter dem für sie in tausendfach veränderter Gestalt tröstlich und lockend wiederum der Kreislauf des ewigen Lebens steht.

Theodor Fontane.

Von **Raoul Auernheimer.**

Es gibt Dichter, von denen, obwohl sie bei Lebzeiten sehr unsterblich sind, das hübsche französische Wort gilt: „Wenn man tot ist, ist man es für lange,“ und andere, die erst nach ihrem Tod so recht zum Leben erwachen. Zu dieser zweiten, besseren Gattung zählt Fontane, dessen hundertster Geburtstag in Berlin eine Reihe großartiger Ehrungen entfesselt hat, die sich der unfeierliche alte Herr, wenn er noch reden könnte, wahrscheinlich mit aufgehobenen Händen verbeten hätte. Hatte er doch von seiner eigenen Unsterblichkeit nur eine geringe Meinung, wie aus seiner verbrieften Aeußerung hervorgeht, daß er durchaus dem neunzehnten Jahrhundert angehöre und daß kaum etwas von ihm ins zwanzigste sich hinüberretten werde, ein paar Gedichte allenfalls ausgenommen. Fontane hatte ein gutes Urteil, auch über sich, was, wenn auch selten, sogar bei Dichtern vorkommt, aber in diesem Punkte irrte er sich offenbar gründlich. Nicht als ob seine schönen Gedichte vergessen wären; manche von ihnen sind in der Tat unvergeßlich. Aber Fontane könnte sie geschrieben haben und sie könnten in den Anthologien stehen, dicht bei denjenigen von Liliencron, mit denen sie die balladeske Gebärde und den chevaleresken Tonfall gemein haben, ohne daß dem Namen Fontane heute mehr als eine sozusagen museale Bedeutung zukäme. Was den eigentlichen köstlichen Inhalt dieses Namens ausmacht, ist vielmehr, und gerade unter dem Gesichtswinkel des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht der Feiertag seiner Versdichtung, sondern der Wochentag seiner Prosa, den mit zunehmenden Jahren immer mehr der Zauberglanz einer kostbaren Persönlichkeit überstrahlt. Nicht der Romantiker, sondern der Romandichter Fontane hat den Wandel der Zeiten überlebt und er hat ihn überlebt, gerade weil er unromantisch, zeitgebunden und — wie man zu Fontanes Zeiten sagte — „realistisch“ ist. Das, was er selbst für sein sterblichstes Teil hielt, hat sich, wie so oft, als sein unsterblichstes erwiesen.

Freilich, wenn man den Verfasser von „Effi Briest“, dieses jungen Buches, das er als Siebziger schrieb, und des vielleicht noch bedeutenderen „Stechlin“ einen Romandichter nennt, so spürt man, daß man von seiner eigentümlichen Wesensart mit dieser Bezeichnung nicht ganz gerecht wird. Fontane in eine Tradition eingliedern zu wollen, die mit „Wilhelm Meister“ anfängt und über Jean Paul und den „Grünen Heinrich“ bis — ja wohin? — führt, wäre ebenso vermessen als ungerecht. Anderseits hat er nichts zu tun mit jenen Romanschreibern, die auf mehr oder minder geschickte Art das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums befriedigen, indem sie, mit dem Rücken gegen das Leben, ihre immer schon einmal erfundenen Erfindungen in Bewegung setzen. Zwischen diesen Schreibern und jenen Dichtern gibt es ein Mittelding, für das man im Deutschen um einen Ausdruck verlegen ist. Im Französischen heißt man es „Romancier“, und das ist Fontane im Grunde; ja, man könnte von ihm sagen, und es macht vielleicht seine bleibende literarische Bedeutung aus, daß er, auch der Zeit nach, der erste deutsche Romancier ist. Seine französische Abkunft, der Tropfen gallischen Blutes, der in seinem Wesen kreist, mag mitgeholfen haben, eine Gattung zu zeitigen, die mehr französisch als deutsch, jedenfalls zu amüsant ist, um rein deutsch zu sein. Fontane ist ja, ebenso wie sein engerer Landsmann Chamisso, mit dem er manche Aehnlichkeit hat, seiner Abstammung nach Franzose, ja noch etwas mehr als Franzose: Gaskogner. Sein Vater stammte aus dieser wortreichen Gegend, auch seine Mutter war keine Deutsche. Er selbst hat Frankreich zwar im Blute, aber äußerlich mit dem französischen Boden nur wenig Berührungen gehabt, von einer kurzen Kriegsgefangenschaft im Jahre 1870 abgesehen, in deren Verlauf er seine etwas schwanke Kenntnis des Französischen befestigte. Viel näher steht ihm England, wo auch der plauderhafte Gesellschaftsroman, wie ihn Fontane schreibt, recht eigentlich zu Hause ist. Nur kommt bei den englischen Romanen ein Schuß von derber Abenteuerlichkeit hinzu, an dessen Stelle bei Fontane ein die Romantik auflösender Skeptizismus tritt. Seine romantischen Frauengestalten, die, zu amourös für ihre norddeutsche Umgebung veranlagt, in der Liebe Schiffbruch leiden, bestätigen dies; sie gehen, ob sie nun „Effi Briest“ oder „Cecile“ heißen, auf eine traurige Art zugrunde, was man auch symbolisch werten kann. Und eine nicht minder symbolische Bedeutung hat es, wenn der junge Stechlin, zwischen der romantischen Melusine und ihrer stilleren, deutscheren Schwester Armgard schwankend, schließlich doch die stille Armgard heimführt. Freilich, dieser Entscheidung geht ein längerer Kampf voraus, und dieser Kampf ist eben der Roman.

Theodor Fontane.

Auch Fontane hat gekämpft, bevor er auf dem Umweg über die Fremde als Dichter heimfand. Ein Sprößling der französischen Kolonie in Neu-Ruppin, war er in jüngeren Jahren Apotheker wie Ibsen, mit dem er im übrigen unter allen Dichtern am wenigsten Aehnlichkeit hat, machte Gedichte, wie so viele Apotheker, heiratete und ging zu Anfang der fünfziger Jahre, als, wie wir heute sagen würden: Pressеattaché nach England, wo ihm in jedem Betracht recht eigentlich erst die Augen aufgingen. Es gibt da in seinen Briefen, die überhaupt den Humus bilden, aus dem dann später seine Romane wachsen, eine Stelle, worin der junge Publizist Fontane sein Verhältnis zur Politik ausspricht: sie sei ihm, sagt er, immer eine Art Schutzmittel gewesen gegen die ihm unleidliche Ueberschätzung der Kunst auf Kosten des Lebens. Und er fügt die für sein ganzes späteres Dasein richtunggebenden Worte hinzu: „Hier (in London) habe ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung. Ihr Zeitungsschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Ballademacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.“ Diese Erkenntnis einmal gewonnen, strebt er immer entschlossener hinaus aus dem bloß ästhetischen Zirkel des schöngeistigen Kuglerschen Hauses in Berlin, wo er, als „Balladenmacher“, neben dem Wunderknaben Paul Heyse und dem Lyriker Theodor Storm eine Zeitlang bescheiden geglänzt hat. Er kennzeichnete später die Atmosphäre dieses Hauses, dem er nichtsdestoweniger einen nicht geringen Teil seiner poetischen Bildung schuldig geworden sein mag, mit den Worten: „Der ganze Kreis verwechselte mehr oder minder die Fähigkeit, gute Verse zu machen, mit der Fähigkeit überhaupt. Ich habe bei Kuglers vornehme und ausgezeichnete Leute wie halbe Esel behandeln sehen, bloß weil sie das Kunstblatt nicht hielten, „Deborah“ ein gutes Stück nannten und die „Hermen“ von Heyse noch nicht gelesen hatten.“ Er begreift, daß es mit den schwindsüchtigen Preistragödien seiner Freunde, ob sie nun „Romulus“ oder „Herodes“ oder wie immer heißen, nicht getan ist, und daß man dort wieder anknüpfen müsse, wo alle wahre Poesie entspringt, beim wirklichen Leben. Aber er erkennt zugleich auch, daß diese Wirklichkeit, für ihn zumindest, nicht die Enge der deutschen Provinz sein könne, er überwindet endgültig, was er, im abfälligen Sinn, das „Theodor Stormsche“ nennt: den „Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei“. Und mit dieser Einsicht ist dann der Romandichter Fontane, wie er sich dreißig Jahre später offenbart, innerlich bereits gegründet. Wir verdanken ihn England, der salzhaltigen Brise, die dort drüben dem jungen Zeitungsschreiber erfrischend um die Ohren wehte, nicht minder als der geistigeren, aber auch stilleren Atmosphäre der Berliner Gesellschaft, die er in seinen Büchern abmalt.

Aber nicht nur seine Weltweite schuldet der Fontanesche Roman dem Einfluß des britischen Klimas, auch die substantielle, mit Wirklichkeit gesättigte Darstellung, durch die er gestaltend das von ihm angeschaute Stück Welt wiedergibt, ist englisch. Welt ist dabei ebenso im deutschen Sinne zu verstehen wie im französischen, wo monde gleichbedeutend mit Gesellschaft ist. Fast alle Romane Fontanes, seine besten voran, spielen in der Gesellschaft, sie alle haben, was deutsche Romane so selten haben: Welt, und zwar keine angemaßte, sondern eine erlebte. Was schon Lichtenberg in einer reizenden Hyperbel „Ueber den deutschen Roman“ seinen Landsleuten zum Vorwurf und wofür er witzig die Konstruktion der deutschen Postkutschen verantwortlich macht, die einen zwanglosen Verkehr der beiden Geschlechter im Gegensatz zu den englischen ausschließen, das kommt in der auf freieren aristokratischen Lebensformen aufgebauten Fontaneschen Gesellschaft als Hindernis nicht in Betracht. Da werden, nach englischem Muster, galante Ausflüge und Landpartien unternommen, Spazierritte zu zweien, die Damen laden ihre Herren, mitunter auch nur einen Herrn, zu sich in die Loge, und die Ehemänner sind oft genug im Klub, während ihre Frauen abends zu Hause Besuche empfangen. Da wird aber auch, gleichfalls wieder im englischen Geiste, der Liebe kein größerer Spielraum eingeweiht, als ihr vernünftigerweise zukommt, der Verkehr der Geschlechter ist ein vorzugsweise kameradschaftlicher, die Leidenschaft ein dünner, roter Faden, der im Gewebe des Romans zwischen vielen anderen hinläuft und oft genug verschwindet. Es wird in den Romanen dieses norddeutschen Erzählers zumindest ebensoviel vom Essen gesprochen wie von der Liebe, vielleicht mehr; und wenn davon gesprochen wird, so ist es fast nie die sinnliche Seite der Angelegenheit, sondern es sind ihre seelischen und gesellschaftlichen Komplikationen, die zur Erörterung gelangen. Dieser Mangel an Sinnlichkeit oder, wie Fontane sagt, an „Zärtlichkeit“, mag auch der tiefere Grund sein, weshalb dieser Frauenlob, der seine Heldinnen in den riskantesten Situationen so ritterlich zu verteidigen weiß und der fast immer dem Manne die Schuld zumißt, bei der weiblichen Kundschaft der Leihbibliotheken und Buchhandlungen verhältnismäßig weniger Anwert genießt als bei der männlichen. Zumindest gilt dies für Wien, wo er überhaupt erst in den letzten Jahren etwas stärker gelesen wird. Die Berlinerinnen denken über diesen Punkt offenbar verschieden, dort ist Fontane ein richtiger Damenautor, während er in Wien mehr Anhänger unter den männlichen Lesern hat. Wer Lust und Zeit hat, mag daraus die beliebten völkerpsychologischen Schlüsse ziehen.

Solcherart aus englischen Einflüssen heraus entstanden und auch in seiner Technik mehr an den Roman von Dickens oder Thackeray als an denjenigen Goethes erinnernd, ist Fontane doch durchaus deutsch. Er hat sich das Ausland assimiliert, nicht aber sich dem Ausland. Er anglisiert nicht und wenn er auch als alter Herr einen schottischen Schal über die Schulter warf, wenn er in Berlin spazieren ging — täglich denselben Weg, an einer Blumenhandlung und einem Sarggeschäft vorbei, was sehr fontanesch ist — so zeigt er sich doch nirgends von dem englischen Vorbild abhängig und sein Stil ist frei von Anglizismus wie von den zu seiner Zeit so beliebten Gallizismen. Er kennt eben England wirklich, er hat es in sich und braucht darum mit seinen Kenntnissen nicht zu protzen, wie dies eine geringere Persönlichkeit in seiner Lage täte. Es geht ihm in diesem Belang wie seinem halbenglischen Kutscher, Mr. Robinson, den er in einem seiner Romane humoristisch einführt. Dieser Mr. Robinson, der jahrelang bei der Botschaft in London war, hat einen Berliner Freund, gleichfalls Kutscher, der zu England nur gerochen hat und eben darum voll davon ist. So oft er mit Mr. Robinson zusammentrifft, bemüht er sich, Englisch mit ihm zu reden. Aber Mr. Robinson antwortet ihm deutsch, gerade weil er wirklich in England war und sich den Beweis ersparen kann. . . .

Fontane war auch Journalist, und sein Bild wäre unvollständig, wenn man diesen Zug nicht ausdrücklich vermerken wollte. In seiner Jugend schrieb er, aus London heimgekehrt, den „englischen Artikel“ für die „Kreuzzeitung“, später diente er einem Berliner Blatt als Theaterkritiker. In dieser Stellung schlug er sich, als die große literarische Revolution zu Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts losbrach, oberhirzt auf die Seite der jungen Revolutionäre und war einer der ersten, die Gerhart Hauptmann gelten ließen. Er rühmte die „Weber“, die er sogleich ein „Prachtstück der deutschen Literatur“ nannte, was ihn aber nicht hinderte, ein paar Jahre später über desselben Dichters „Florian Geyer“ zu schreiben: „Zwanzig Nuancierungen in Ritterblech sind nur ein Ameisenhaufen, aber ein Ameisenhaufen ist amüsanter.“ Eine eigenwüchsige Persönlichkeit, die er war und blieb, ließ er sich sein Urteil nicht abkaufen und machte sich von allen Parteien unabhängig, auch von derjenigen, der er angehörte. „Ich kenne nichts Oederes als Partei, Partei!“, war sein politisches Glaubensbekenntnis und blieb auch sein ästhetisches. Diese absolute Vorurteilslosigkeit, die auch seine Romane auszeichnet, dieser Mangel an Scheuklappen, mit denen der brave Parteigaul im Geschirr geht, ließ ihn in jungen Jahren zum Journalismus abschwenken und machte dreißig Jahre später den Journalisten zum Künstler. Uebrigens bleibt er auch als Romandichter ein gut Teil Journalist. Er schildert nur, was er gesehen hat, er dokumentiert sich an der Wirklichkeit, und wenn er beispielsweise eine Erzählung im Thale im Harz spielen läßt, so nimmt er gewissenhaft vorher seinen Sommeraufenthalt in Thale. Auch seine geistreiche Plauderesprache ist „feuilletonistisch“, wie diejenigen mit Geringschätzung zu sagen pflegen, die ein Feuilleton nicht schreiben können. Fontane war auch darin Meister, wie seine „Wanderungen durch die Mark“ dartun. Und auch diese „Wanderungen“ des aus England Zurückgekehrten sind journalistische Vorstudien zu seinen späteren Romanen, die fast ausnahmslos in märkischem Grund wurzeln. So können auch die Zeitungsleute an dem seinen alten Herrn ihre Freude haben, bei dem die vom Klüngel abgewandte freie journalistische Anschauung, daß „hinter dem Berg auch Leute wohnen“, ausnahmsweise einem von der eigenen Gilde zu statten kommt. Für gewöhnlich macht ja der Journalist nur die anderen, die ihm dafür den Dank meist schuldig bleiben, unsterblich; im Falle Fontane hat er, wie wir dankbar anerkennen müssen, in behaglichem Wachstum einen Dichter gezeitigt. Dem Sechziger, dem Siebziger erst erblühen seine schönsten Romane, die noch heute im Flor stehen, wie der spätblühende Kaktus, dessen Blüte zwischen tausend spitzen Stacheln sich langsam erschließt und die doch, erschlossen, um nichts weniger lieblich zu schauen ist als die von jeher poetische Rose.

Das geistige Tirol.

Von **Max Millenkovich-Morold.**

Wenn der österreichische Volkscharakter, wenn österreichische Kunst, österreichisches Geistesleben genannt und gepriesen wurden, so war wohl immer Deutschösterreich gemeint: die besondere seelische Anlage, künstlerische Begabung und geistige Schöpferkraft in den österreichischen Erblanden, von wo aus nicht nur die politische Bildung Großösterreichs, sondern auch die Befruchtung der in diesem Reiche geeinten Länder und Völker mit deutschem Geiste, deutscher Kultur vor sich gegangen ist. Damit also, daß Deutschösterreich in Hinkunft nur mehr Oesterreich heißen soll, hat sich auf unpolitischem Gebiete kaum etwas geändert. Kleinösterreich war vor Großösterreich und österreichisches Wesen war stets deutsches Wesen. Nur aus dem — nicht immer klaren — Bewußtsein ihrer deutschen Herkunft und ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volke konnten so viele Deutschösterreicher mit der größten Unbefangenheit erklären, sie seien bloß Oesterreicher, keine Deutschen. Die Ausschließung hatte nur politische Geltung. Geistig und kulturell waren, sind und bleiben wir — deutsch.

Um so nötiger ist es aber auch, alle deutschen Oesterreicher in den Begriff des Oesterreichertums einzubeziehen und die engen Grenzen unseres Vaterlandes nicht noch durch einen leichtfertigen Sprachgebrauch oder eine falsche Auslegung wirklich zu verkleinern. Das Wort „Oesterreicher“ hat nämlich auch einen minder guten Beigeschmack. Vom Oesterreicher wird auch gesagt, er sei — bei allen blendenden Vorzügen seines Wesens — doch zu weich und bequem, zu harmlos-lebenslustig und, wenn er Ernst zeigen will, gefühlsselig bis zur Gefühlsduselei; von der österreichischen Kunst, sie sei weich, sinnlich, farbenfroh, unplastisch, ohne festes Rückgrat, wie der österreichische Mensch. Diese Kennzeichnung, die zu dem beliebten Gegensatze Preuße—Oesterreicher geführt hat, mag auf Wien und selbst einen Teil der Alpenländer passen; auf Tiroler Art und Kunst paßt sie gewiß nicht. In Tirol war von je deutscher Sinn und deutsche Kraft kernhaft-plastisch verkörpert. Tirol gehört aber auch aufs engste und innigste zu Oesterreich; ja, der Ruhm Oesterreichs ist nicht am wenigsten durch Tirol in alle Welt getragen worden. So müßte denn von Rechts wegen auch etwas tirolisch Kräftiges in dem Gesamtbegriff „österreichisch“ liegen. Daß der Oesterreicher so viel wahren Ernst und echte Tiefe aufbringt die Geschichte des Tiroler Heldenvolkes und das beweist dessen geistiges Schaffen, worin sich die Tiroler Seele am klarsten spiegelt.

Niemand wird das Sinnliche und Farbenfrohe in den blut- und glutvollen Gedichten Hermann Gilms, niemand das Weiche, Sehnsüchtige, unendlich Zarte in den Briefen Adolf Pichlers an Kornelie Schuler verkennen dürfen. So weit deckt sich die Eigenart der beiden größten Tiroler Dichter mit der gangbaren Auffassung vom Oesterreichertum. Aber es gibt auch kaum eine männlichere Poesie als die Pichlers und Gilms, sowohl was die in ihr hervortretende Gesinnung als was das eigentlich Poetische betrifft. Vor allem in der Gesinnung offenbart sich jener heilige Ernst, den man sonst dem Oesterreicher gern abspricht. Der Tiroler als Volk ist fromm und gläubig; aber nicht wenige der bedeutendsten Tiroler zählen zu den leidenschaftlichen Verfechtern der Glaubensfreiheit. Das ist kein Widerspruch, sondern beides entspringt derselben Wurzel: auch der protestantische Geist Gilms und Pichlers, wie etwa heute Schönherrs und Kranewitters, ist Frommheit, religiöse Ueberzeugung; der Tiroler nimmt hohe und wichtige Dinge schwer und wuchtig, ein feiges Sichdrücken, ein ironisches Sichabfinden ist ihm gänzlich fremd, auch am Gegner fordert und achtet er Ueberzeugungstreue und Bekennermut, und da dieser sittliche Ernst, diese Ganzheit sich stets auch auf den sprachlichen Ausdruck und die künstlerische Form erstreckt, so sind Geisteskämpfe in Tirol oft ein hinreißendes Schauspiel. Die „Begabung“ läßt sich da von der Gesinnung und Gesittung gar nicht trennen. Sie ist nicht bloß Talent wie sonst häufig beim Oesterreicher, sondern sie erwächst aus dem Charakter. Der lyrische Schwung etwa, der die Gedichte des „Heiden“ Artur Wallpach wie nicht minder jene des katholischen Geistlichen Bruder Willram auszeichnet, ist in beiden Fällen nur das letzte Wort, das feinste und höchste Ausdrucksmittel flammender Begeisterung und glühender Erkenntnis. So muß es ja immer sein in der großen Kunst und hierauf beruht das Große der Tiroler Dichtung, das sich auch in den kleineren Schöpfungen ganz schlichter Männer stets noch irgendwie verspüren läßt, wie nur irgendein Deutscher, das beweist

Dieser Ernst, diese Sachlichkeit, diese Reinheit der Mittel, dieses Freibleiben von allem Virtuosentum adelt auch die Tiroler Malerei. Was bei Kranewitter und bei Schönherr als Holzschnittmanier bezeichnet wurde, das ist bei Albin Egger-Lienz zum wuchtig erhabenen malerischen Stil geworden. Auch der viel zu früh verstorbene Albert Plattner, dessen Vater Franz Plattner von Cornelius und Führich unterwiesen wurde, hat in den letzten Jahren seines fruchtbaren Lebens einen sehr bemerkenswerten, aus dem Idyllischen ins Erhabene strebenden Stil gefunden, worin er sich mit Cornelius und Führich, mit Egger-Lienz und Hodler und mit dem Geiste der Tiroler Landschaft auf ganz persönliche Art berührt. Alle diese Maler und Dichter sind in ihrer Jugend den Eindrücken der Welt und der Kunst willig entgegengekommen; sie haben den Geboten der Entwicklung gehorcht, haben die Schlagworte der Zeit, die Lockrufe des Tages vernommen; sie waren Realisten und Impressionisten. Doch ehe sie in der Zeit aufgingen, ehe sie modische Berühmtheiten, Lieblinge des Publikums, eitle Virtuosen wurden, reckte sich der Tiroler, der Sohn der Berge in ihnen empor und wurde hart und rauh und schuf eine herbe, aber große, ins Ewige weisende Kunst.

Vielleicht hängt es mit der Wortkargheit und Verschlossenheit, der seelischen Schamhaftigkeit des Tirolers zusammen, daß er in der redseligsten und offenherzigsten Kunst, in der Tonkunst, bisher verhältnismäßig am wenigsten Unvergleichliches zu Tage förderte. Doch Ernst, Gewissenhaftigkeit, lauteres Streben, ein Ringen um das Rechte und Wahre wird man in dem Epigonentum und Eklektizismus der Tiroler Musiker überall wahrnehmen. Sind einzelne Leistungen der Tiroler auf vielen und verschiedenartigen künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten unbedingt den Höchstleistungen deutscher Geistesarbeit beizuzählen, so erfreut und beglückt aber auch der schier unübersehbare Reichtum an Männern und Können in Tirol, von denen ja nur ein Teil jetzt in der „Tiroler Woche“ und demnächst in Tiroler Kunstausstellungen den Wiener Kunstfreunden näher gebracht wird. Und wie fast jeder Tiroler ein ganzer Mann und schon dadurch etwas wie ein Künstler und Dichter ist, indem er die eigene Persönlichkeit gestaltet, und wie das Tiroler Volk sich von je als Gesamtpersönlichkeit gefühlt und betätigt hat, so haben sich nun auch die Künstler Tirols, ohne Unterschied, der politischen oder ästhetischen „Richtung“, zu einer Künstlerkammer vereinigt, die den Tiroler Kunstgeist bewußt pflegen und Versäumnisse des Staates und des Landes in der Kunstförderung teils gutmachen, teils für die Zukunft verhüten will. Hierin könnten und sollten die Tiroler von allen Oesterreichern nachgeahmt werden, ohne Unterschied der Stammeseigentümlichkeiten und landschaftlichen Besonderheiten. Möge es eine bedeutsame Anregung sein, daß die Tiroler Künstlerkammer jetzt in Wien tagt! Daß hier vor den